

ZUGABE



Die neue Comicversion von Angela Merkel (r.) ... Foto: dpa

Madam Merkel

VON OLIVER REINHARD

Die Ehre ist mitunter zwieschneidig: Ohne Frage ist es für Angela Merkel eine hohe Auszeichnung, dass sie im „Micky Maus Magazin“ als Comicfigur verewigt wird und die Ducks im Kanzleramt begrüßen darf. Gleichwohl muss man einwenden: Sie ist nicht eben vorteilhaft getroffen. Unmissverständlich als Hündin gestaltet und als solche in unmittelbarer ethnischer Disney-Verwandtschaft zu Micky's treudoofem Kumpel Goofy stehend, macht Merkel eine eher plumpe und müde Comicfigur.

Was umso verständlicher ist, da sie doch längst in die Disney-Familie aufgenommen wurde, wenn auch unter falschem Namen: Vor vielen Jahren startete Angela Merkel ihre Karriere als böse und tanzwütige Hexe Madam Mim. In den Achtzigern aber wandelte sie sich zur netten Oma, die Kinder vor Schulhofrüpeln schützt und der Polizei gegen die Panzerknacker hilft. Selbst wenn sie dabei ihren Zauberstab mitunter etwas tollpatschig und letztlich kontraproduktiv handhabt; das Image als Förderin sozial benachteiligter Schüler und Kämpferin gegen räuberische Kapitalisten kennzeichnet sie klar als Sympathieträgerin.

Gerade in Zeiten von Bildungsmissere und Finanzkrise macht dies, zusammen mit der erstaunlichen äußeren Ähnlichkeit (siehe untiige Abbildung), die alte Madam Merkel-Mim eindeutig zur gelungenen Comic-Verkörperung der Kanzlerin. Das Neue ist eben nicht unbedingt auch das Bessere.



... und die alte, damals noch alias Madam Mim. Webshot: SZ

mail reinhard.oliver@dd-v.de

UNART

In Hollywood bezahlen sie Dir tausend Dollar für einen Kuss und fünfzig Cents für Deine Seele. Marilyn Monroe (1926 - 1962)

Ein neuer Typ mit offener Hose

Romantiker kaputt: Halle zeigt frühe Werke von Georg Baselitz, die sich noch nicht im Kopfstand üben.

VON SIGRUN HELLMICH

Der Meister ist gut gelaunt. „Ich wusste immer, dass meine Bilder gut sind. Aber ich wusste nicht, ob die Gesellschaft sie braucht. Das hat sich jetzt ergeben, das funktioniert jetzt ganz gut“, sagt Georg Baselitz zur Eröffnung seiner Ausstellung in der Stiftung Moritzburg Halle. Freigiebig signiert er Kataloge und Plakate, auch wenn sich Leute mehrfach anstellen. Nicht nur seine Werke erzielen Höchstpreise, auch der Namenszug des 74-jährigen Malers, der mit seinem Berserker-Image kokettiert, scheint Geld wert zu sein.

Zu danken ist die Schau, die sich mit Zeichnungen, Grafik und einigen Gemälden vor allem auf sein Frühwerk konzentriert, einem Sammler. Baselitz erklärt: „Ich war mühsamer Student der bildenden Kunst. Günther Gercken war einer der ersten und einzigen, die überhaupt kamen. Sammeln mit diesem Risiko ist Geld vernichtend oder Geld vermehrend. Die Radierung, die da vorne hängt, kostete 30 D-Mark und die meisten von der Auflage habe ich weggeschmissen, weil sich niemand fand, der das kaufen wollte.“ Der Sammler will eigentlich nicht genannt werden, trat aber mit einer kundigen Eröffnungsrede vor das Publikum. Über seine „Gag“ genannte Sammlung gibt er keine Auskunft.

Baselitz ist begeistert, dass der 80-jährige Hamburger all die Jahre an diesen Arbeiten festhielt. Hat der Künstler doch 2005 begonnen, seine früheren Bilder als „Remix“ noch einmal zu malen. „Das ist genau die Patina, die ich wollte!“ Baselitz zeigt auf ein Bild mit dunklen Grüntönen und kaltem Beige. Erst nach und nach lassen sich eine sonderbare Gestalt und Köpfe erkennen. „G“ entstand 1961, als der 23-jährige Hans-Georg Kern den Namen annahm, mit dem er bekannt wurde, übernommen von dem Ort in der Oberlausitz, wo er als Sohn des Dorfschullehrers geboren wurde.



Baselitz „neuer Typ“ war mal Wanderer, mal Hirte, mal Held oder auch Rebell. Repr.: SZ

de. Der junge Mann aus Deutschbaselitz hatte nach erfolgloser Bewerbung an der Dresdner Kunstakademie und dem Rausschmiss aus der

Hochschule Berlin-Weißensee ein Kunststudium im Westteil der Stadt absolviert. Er ist dort Meisterschüler, kann sich aber nicht mit

den Geboten der vorherrschenden abstrakten Malerei abfinden. „Wir wollten aggressive, hässliche, schmutzige Bilder malen. Ich

mochte Erdfarben. Dreck. Ackerfurchen“, schreibt Baselitz in der Tageszeitung „Die Welt“.

Immer wieder zeichnete und malte er einen übergroßen jungen Typ, aus dessen offener Hose der entblößte Penis ragt, mehr oder weniger deutlich, mehr oder weniger groß: „Ein neuer Typ“, der Wanderbursche, Hirte, Held, Rebell sein konnte und natürlich Identifikationsfigur war. Bezüge zur Romantik – die Initialen L.R. in den Titeln einiger Grafiken weisen auf Ludwig Richter hin –, aber auch zu Surrealismus und US-Expressionismus sind erkennbar. Zwei mit einem Künstlerfreund verfasste „Pandämonische Manifeste“ formulieren wütende Worte der Provokation. Die Beschlagnahme von zwei Bildern hat den jungen Künstler 1963 in die Schlagzeilen gebracht.

Die Hallenser Ausstellung ist zweigeteilt. Auf einer Ebene sind vor allem Werke zu sehen, die vor 1969 entstanden, als Baselitz auf die Idee kam, seine Bildmotive auf den Kopf zu stellen. Was sich als dauerhafte Lösung für das Unbehagen am Realismus wie an der Abstraktion erwies und zur Marke taugte. Eine Treppe höher sind Arbeiten aus den 1970/80er Jahren zu betrachten, in denen Frauenakte, Adler, Bäume und Wälder verkehrt herum schweben.

Die Ausstellung ist mehrfach aufschlussreich. Nicht zuletzt, weil es durchaus nicht unproblematisch ist, dass ein staatliches Museum hier ausschließlich auf die persönliche Auswahl eines Privatsammlers zurückgreift. Schließlich wächst das Interesse an den frühen Baselitz-Werken auch deshalb, weil ein 1965 gemaltes Großformat bei Sotheby's für den Rekordpreis von 4,6 Millionen Dollar versteigert wurde.

■ „Georg Baselitz: Romantiker kaputt – Zeichnungen, Grafik, Gemälde aus der Sammlung GAG“ bis 7. Oktober in der Stiftung Moritzburg Halle, Friedemann-Bach-Platz 5. Geöffnet Dienstag von 10 bis 19 Uhr, Mittwoch bis Sonntag und an Feiertagen von 10 bis 18 Uhr.

Wortschnipsel aus dem Bürgerkrieg

Jonathan Littell liefert mit den „Notizen aus Homs“ ein packendes Tagebuch. Doch vieles bleibt weiter unscharf in Syrien.

VON FRANK GRUBITZSCH

Wir sehen dunklen Rauch aufsteigen über den Dächern der Stadt Aleppo; aber wir sehen nichts. Wir hören peitschende Gewehrsalven; aber wir hören nichts. Zu Zitterbildern im Fernsehen sagt der Nachrichtensprecher, es sei ein Video, das aus der syrischen Stadt X oder Y stammen soll. Und: Die Männer mit den Maschinenpistolen seien vermutlich Kämpfer der Aufständischen, erklärt er.

Vieles ist unscharf in dem blutigen Konflikt, der seit nunmehr 18

Monaten in Syrien tobt. Diese Unschärfe hat Jonathan Littell bewegen, sich ein eigenes Bild von der Lage in dem arabischen Land zu machen. Seine „Notizen aus Homs“ sind Dokument eines blutigen Krieges, den Regierungstruppen und Aufständische auf dem Rücken der Zivilbevölkerung austragen. Sie leidet am stärksten in dem Konflikt, der Tausende das Leben kostete.

Darin unterscheidet sich Syrien nicht von anderen Krisenherden in der Welt. Aus Tschetschenien hatte der 45-jährige Journalist zuvor bereits berichtet. Dem deutschen Publikum bekannt wurde er durch den Roman „Die Wohlgesinnten“, in dem er die fiktiven Lebenserinnerungen eines SS-Obersturmbannführers festhält.

Nun also Syrien. Schon die Fahrt ins Land war abenteuerlich. Littell ließ sich von Libanon aus mithilfe

der „Freien Syrischen Armee“ schleusen – heimlich, auf unkontrollierten Nebenstraßen, unter dem Decknamen Abu Emir. Die Reise war hochgefährlich. Littell traf überall auf tiefes Misstrauen. Kämpfer der Aufständischen wittern überall Verrat. In ausländischen Journalisten sehen sie Spione des Assad-Regimes. In Homs erlebte Littell den Aufstand aus nächster Nähe. Er begleitete Protestzüge auf den engen Straßen. „Baschar, hau ab!“, „Baschar, wir sind die Syrer, nicht du!“ – so lauteten die Losungen gegen Staatschef Assad, der auf Demonstranten schießen ließ.

Littell sah Gefechte, Checkpoints und provisorische Kellerkliniken, zerstörte Häuser und verängstigte Menschen. Aus seinen Beobachtungen und Gesprächen mit Aufständischen und Zivilisten entstand ein Kriegstagebuch: knappe Aufzeich-

nungen, die stakkatogleich an das dumpfe Tuckern von MPI-Salven erinnern; Wortschnipsel, die erst zusammengesetzt ein Bild ergeben.

Seit der Aufstand in Homs durch die Übermacht der Armee niedergewalzt wurde, ist der Bürgerkrieg in voller Schärfe entbrannt. Wenn das so weitergeht, werden wir wie al-Qaida, zitiert Littell einen der Kämpfer – eine düstere Prophezeiung, die gar nicht mehr weit von der Wirklichkeit entfernt ist. Denn inzwischen gehen auch die Aufständischen ebenso unerbittlich und skrupellos vor wie Assads Armee. Unabhängige Beobachter werfen beiden Seiten Kriegsverbrechen vor. Es gibt Berichte über Hinrichtungen gefangener Soldaten der Regierungstruppen; es gibt Berichte über Geheimgefängnisse, in denen Folter zum Alltag gehört.

Jonathan Littell kam nach Syrien,

um sich ein klares Bild von den Verhältnissen zu machen. Ganz gelungen ist ihm das aber nicht. Unklar bleibt, wie sich die Aufständischen das Land nach einem Sturz des Assad-Regimes vorstellen. „Ihr bekämpft Baschar, nur um ihn durch denselben Autoritarismus zu ersetzen“, wirft ein Kämpfer im Streit einem der Kommandeure vor. Dennoch lässt Littell keinen Zweifel daran, auf wessen Seite er in dem Konflikt steht – auch wenn ihm die Aufständischen nicht immer sonderlich sympathisch sind.

Littells Notizen bleiben hochaktuell. Es ist eine packende Lektüre, die niemanden kaltlassen wird. Sie macht wütend. Denn Littell zeigt den Krieg mit all seiner Brutalität in schonungsloser Offenheit.

■ Jonathan Littell: Notizen aus Homs. Hanser Verlag, 18,90 Euro

Ich Tarzan - du Fan

Vor 100 Jahren schwang sich der lendengeschürzte Naturbursche zum ersten Mal von Liane zu Liane.

VON CHRISTINA HORSTEN

Der König des Dschungels entstand aus purer Geldnot. „Als ich angefangen habe zu schreiben, war ich 35 Jahre alt und hatte bei jeder Unternehmung versagt“, erzählte einst der Schriftsteller Edgar Rice Burroughs. Abends, nach seinem Verkäufer-Job, kritzelte er seine Geschichte auf altes Briefpapier und andere Schnipsel. „Ich dachte nicht, dass sie besonders gut geworden sei, und bezweifelte, dass sie sich verkaufen würde.“ Burroughs irrte sich: Die vor 100 Jahren zum ersten Mal erschienene Erzählung „Tarzan bei den Affen“ wurde zum Weltbestseller.

Zunächst erschien die Story des Waisenkindes, das von Affen großgezogen und zum König des Dschungels wird, 1912 in einer amerikanischen Zeitschrift. Zwei Jahre später folgte eine Buchausgabe, schließlich kam es zu dutzenden Fortsetzungen, die in zahlreiche Sprachen übersetzt und überall auf der Welt zu Bestsellern wurden. Für den ersten Text hatte der 1875 geborene Burroughs 700 Dollar bekommen. Bald gründete er seinen eigenen Verlag und erfand neben anderen neue Geschichten über den Muskelprotz im Lendenschurz.

Eigentlich heißt Tarzan John Clayton III. Lord Greystoke, wird samt Eltern nach einer Schiffs-Meu-



Edgar Rice Burroughs

tere an Afrikas Küste ausgesetzt und bald zur Waise. Affen ziehen das Baby auf und taufen es in der (von Burroughs erdachten) Affensprache „Weiße Haut“ – Tarzan. Der wächst zum kräftigen Naturburschen heran, schwingt von Liane zu Liane, schläft auf Bäumen und läuft nur mit Lendenschurz und Messer herum. Zufällig trifft er Jane, die mit ihrem Vater auf Expedition und grade in der Gegend ist. Sie verlieben sich, kehren zurück in die Zivilisation, wo es Tarzan jedoch nie lange aushält ...

Das ist natürlich keine große Literatur. Aber, so bekannte sogar der jüngst gestorbene Intellektuellen-Schriftsteller Gore Vidal einmal, auch er sei natürlich ein großer Fan von Burroughs, diesem „Meister der amerikanischen Tagträumer“. Allerdings sei Tarzan, der so viel reduzierter als alle anderen Superhelden daherkommt, wohl vor allem etwas für Männer. „Es gibt fast kei-

nen amerikanischen Mann in meiner Generation, der nicht irgendwann einmal den Siegeschrei des großen Affen nachgemacht oder seine Hände wie er auf die Brust geschlagen hat“, glaubte Vidal.

Erfolgreiche Tarzan-Verfilmungen mit Stars wie Johnny Weissmüller und Lex Barker, sowie Comics und Musicals tragen zur Zementierung des Mythos bei. Die vom Original leicht abgewandelte Begrüßung der beiden Protagonisten – „Ich Tarzan, du Jane“ – wird rasch zum geflügelten Wort und bleibt es bis heute.

Edgar Rice Burroughs bekam von all dem nicht mehr viel mit. Er starb 1950 mit 74 Jahren und wurde auf einem Stück Land in Kalifornien beerdigt, das er gekauft und nach seinem größten Helden benannt hatte. Heute hat Tarzana rund 30 000 Einwohner. Afrika, die Heimat seines Dschungel-Helden, hatte Burroughs nie gesehen. (dpa)



Hau mir nicht in die Augen, Kleines: Auch Lex Barker (r.) wurde durch die Rolle des Tarzan weltbekannt. Fotos: dpa (2)